

Forum

Einführungen in die Feministische Geschichtswissenschaft und Geschlechtergeschichte

Zur Diskussion gestellt von Caroline Arni, Barbara Asen, Johann Kirchknopf und Helmut Puff

Auf Anregung von Caroline Arni soll im Folgenden den fast gleichzeitig erschienen Bänden „Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung“ von Andrea Griesebner und „Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte“ von Claudia Opitz mehr Raum gewidmet werden, um sie zur Diskussion zu stellen. Dazu haben wir einige GeschlechterforscherInnen, deren Hintergrund, Alter und Position im wissenschaftlichen Feld sehr unterschiedlich ist, eingeladen – um so möglichst vielfältige Lesarten der beiden Bücher zu vermitteln.¹

Feministische Wissenschaft oder Geschlechtergeschichte?

Einführungen in die Geschlechtergeschichte haben Konjunktur. Dieses Phänomen verdankt sich nicht nur, aber auch der wachsenden Beliebtheit von Einführungsliteratur bei Verlagen und zeitknappen Bolognastudierenden. Vor diesem Hintergrund hat das Genre Tücken: Nicht unabhängig vom Kontext seiner Nachfrage steht es nolens volens im Dienst des Rufs nach handlicher Aufbereitung von Wissen. Das wäre nicht problematisch, gäbe es nicht den Resonanzraum, der diesen Ruf so laut macht: nämlich ein politisch propagiertes Verständnis von Bildung als „Fitness für die Zukunft“, das die

¹ Andrea Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien: Löcker Verlag 2005, 202 S., EUR 15,-, ISBN 3-85409-410-8; Claudia Opitz, *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte (Historische Einführungen; 10)*, Tübingen: edition diskord 2005, 313 S., EUR 24,-, ISBN 3-89295-762-2.

Schulung des Denkens im Durchgang durch zunächst Unverstandenes und Unhandliches als verzichtbares Tändeln mit Zeit und Geld und als didaktische Zumutung an die Studierenden ausibt. Jenseits der allgemeinen Konjunktur des Genres ist aber das vermehrte Erscheinen von Einführungsliteratur in die Geschlechtergeschichte Anzeichen für die Konsolidierung eines wissenschaftlichen Feldes im Anschluss an Jahrzehnte der Gegenstandskonstituierung, der theoretisch-methodologischen Auseinandersetzungen und der Anerkennungskämpfe. In Einführungen wird kanonisiert, es werden KlassikerInnen gemacht, Gegenstände definiert und Herangehensweisen kodifiziert. Insofern ist Einführungsliteratur im besten Fall Gelegenheit zu reflektierter Traditionsbildung und programmatischen Überlegungen. Diese wahrzunehmen, ja sie zum Angelpunkt einer Einführung zu machen, ist umso dringlicher, je lauter der Ruf nach handlicher Tertiärliteratur ertönt.

Es gehört zu den Vorzügen der Einführung von Andrea Griesebner, dass die Autorin in diesem Sinn auf drei Ebenen dezidiert perspektiviert: Da ist zunächst der Entscheid, in „feministische Geschichtswissenschaft“ einzuführen und zwar vor dem Hintergrund der im ersten Kapitel („Der Sehepunkt“) dargelegten Überlegungen zur Standortgebundenheit jeder geschichtswissenschaftlichen Anstrengung. Damit macht Griesebner – wohlthuend antizyklisch – eine explizit politische Positionierung der Geschlechtergeschichte stark, die in den letzten Jahren auch aus strategischen Gründen in den Hintergrund gerückt wurde, ohne die sich aber die Genese des Feldes nicht verstehen lässt. Zweitens legt die Autorin einen Schwerpunkt auf Österreich und besonders Wien, was es ihr erlaubt, Entwicklungen präzise auf institutionelle und politische Kontexte zu beziehen. Die Grundlage dafür wird im zweiten Kapitel („Formationsprozess der ‚modernen‘ Wissenschaften“) gelegt, das sich der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert, der Thematisierung von Weiblichkeit und Intellektualität um 1900 sowie den Ausschlüssen von Frauen aus Universitäten und Wissenschaft widmet. Drittens konzentriert sich Andrea Griesebner auf die poststrukturalistische Wendung des feministisch-geschichtswissenschaftlichen Projektes. Im vierten Kapitel („Konstruktion und Dekonstruktion von Gender“) behandelt sie entsprechende Ansätze sozial- und kulturwissenschaftlicher Provenienz. Dieser Schwerpunkt ist gleichermaßen Ausgangs- wie Fluchtpunkt der Einführung, will die Autorin doch „einer heutigen Generation von Studierenden, die nach dem poststrukturalistischen Paradigmenwechsel zu studieren begann, einen Einblick in die theoretischen und methodologischen Debatten ... geben, die im Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte seit den 1970er Jahren geführt wurden und werden“ (9). Im dritten Kapitel („Kritik an den ‚modernen‘ Wissenschaften“) fließen diese Perspektiven zu einer Geschichte feministischer Geschichtswissenschaft im Kontext der Frauenbewegung einerseits sowie zeitgleicher Konjunkturen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und der Alltagsgeschichte/Historischen Anthropologie/Mikrogeschichte andererseits zusammen.

Damit ist konzeptuell eine griffige Einführung entworfen – der Teufel aber steckt in der Ausführung, trifft doch die Autorin gelegentlich und an zentralen Stellen nicht

unmittelbar einleuchtende Entscheidungen. So wird etwa die unverkennbar Bourdieusche Konzeption von „Macht als Zugang zu und Kontrolle über ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen“ in einer abenteuerlichen Katalogisierung zu einer von zehn Lektionen „poststrukturalistischer TheoretikerInnen“ (157). Hingegen bleibt Michel Foucaults Mikrophysik der Macht mit ihrer offensichtlicheren Wahlverwandtschaft zum Poststrukturalismus hier unerwähnt. Gelegentlich gar selektiv ist die Darstellung auch andernorts, so sind etwa in der Erläuterung der theoriegeschichtlichen Kontexte die für die 1970er und frühen 80er Jahre bedeutenden marxistischen Ansätze wenig präsent. In den Ausführungen zu Geschlecht als „mehrfach relationaler Kategorie“ fehlen Verweise auf klassische Beiträge zum Verhältnis von Geschlecht und Klasse. Und für das Feld so grundlegende Diskussionen wie diejenige über Revisionen epochaler Periodisierungen bleiben unangegprochen. Umgekehrt brechen sich wenig nachvollziehbare Schwerpunktsetzungen Bahn, etwa im Kapitel zum „Fall John/Joan“, der wohl für dekonstruktive und konstruktivistische Theorien zur Zweigeschlechtlichkeit relevant ist, in einer knapp gehaltenen Einführung in die feministische Geschichtswissenschaft aber unangemessenes Gewicht erhält.

Nun mag die hohe Selektivität den gewählten thematischen Achsen „feministische Geschichtswissenschaft“, „Österreich/Wien“ und „Poststrukturalismus“ geschuldet sein. Zunächst zeigt sich hier aber die Problematik eines eng geführten Programms, das gleichzeitig mit dem umfassenden Anspruch auftritt, „Einblick in wichtige Fragestellungen und Konzepte der feministischen Geschichtswissenschaft der letzten vier Jahrzehnte“ (Klappentext) zu geben. Gemessen an diesem Anspruch kommen zum einen die Verästelungen der feministischen Theoriebildung zu kurz, während zum andern zu wenig konkret gezeigt wird, inwiefern feministisch-poststrukturalistische Theorie das heuristische Erschließen und Formulieren spezifisch historiographischer Problemstellungen neu orientiert hat (abgesehen von Ausnahmen wie etwa der präzisen und angenehm unaufgeregten Rekonstruktion der Debatte um den Erfahrungsbegriff) – beides wird vom Schwerpunkt „Poststrukturalismus“ sozusagen ausgehebelt. Umgekehrt kommen wichtige Debatten um und innerhalb des poststrukturalistischen Projektes nicht ausreichend zur Sprache – ihrerseits ausgestochen vom Schwerpunkt „feministische Geschichtswissenschaft“. Ob sich darin spezifisch österreichische Rezeptionsverhältnisse spiegeln, wird nicht ersichtlich, ist aber schon deshalb nicht zu vermuten, weil dieser Fokus beim Herzstück der Einführung, nämlich der poststrukturalistischen Wende der feministischen Geschichtswissenschaft, fast ganz ad acta gelegt wird. Das ist insofern angemessen, als sich Theoriegeschichte kaum aus einem lokalen Kontext allein begreifen lässt. Es wäre aber zu erwarten gewesen, dass auch hinsichtlich der epistemologischen Debatten ein Blick auf den spezifisch österreichischen Kontext geworfen wird.

Auch Claudia Opitz setzt Akzente (auf methodologische Debatten sowie auf die um Seitenblicke in den französischen, britischen, italienischen und US-amerikanischen Raum ergänzte deutschsprachige Diskussion), legt ihre Einführung aber von Anfang an breiter an. Sie begegnet der damit verbundenen Notwendigkeit der Auswahl mit einem Konzept, das historisierende und systematisierende Reflexionen zusammenbringt.

In einem ersten Teil wird das Feld chronologisch erschlossen: von der Entstehung der Frauengeschichte aus der Frauenbewegung über Prozesse der Ausdifferenzierung und Akademisierung bis zur Transformation der Frauen- zur Geschlechtergeschichte inklusive Männergeschichte. Im zweiten Teil stellt die Autorin eine Auslegeordnung von Problemstellungen vor („weiblich – männlich?“, „Geschlecht und Klasse“, „Öffentlich vs. Privat?“, „Macht-Widerstand-Politik“, „Das Geschlecht der Geschichte“). Im dritten und letzten Teil präsentiert sie eine schöne Auswahl von Quellen, wobei besonders das gewählte Thema besticht: Es handelt sich um Texte von Plutarch bis Sombart, welche die historische Bedeutung von Frauen zum Gegenstand haben. Dieses Konzept ist anspruchsvoll, und seine Umsetzung gelingt. Die verschiedenen Stränge sind im Detail ausgesprochen kenntnisreich ausgelegt und thematisch wie konzeptuell vielfältig verflochten, was zwar gelegentliche Wiederholungen unvermeidlich macht, aber den Vorteil hat, dass die einzelnen Teile und Kapitel für sich stehen können.

Wie die Fokussierung auf einen theoretischen Strang zur ideellen Einheit von Andrea Griesebners Buch beiträgt, so ist umgekehrt die um Breite bemühte Darstellung von Claudia Opitz äußerst ertragreich, indem sie entscheidende Auseinandersetzungen von verschiedenen Seiten ausleuchtet und auf ihre theoretischen und methodologischen Einsätze hin rekonstruiert. Einzig bei der wiederholt aufgegriffenen Diskussion um „Erfahrung“ und „Diskurs“ respektive um Begründungen von „Identität“ und „Subjektivität“ verfängt sich die Darstellung gelegentlich in den Spiegelfechtereien der Debatte. Auf Seite 63 interpretiert die Autorin die Bestimmung von *gender* nach Joan W. Scott als einen „weitgehenden Verzicht auf die Analyse menschlicher Handlungen und Beziehungen“, die hinter der Sprache und „diskursiven (Wandlungs-)Prozessen“ zum Verschwinden gebracht würden. Einige Seiten später wird eine ganz ähnlich gelagerte Konzeption der Konstituierung von handelnden Subjekten durch Sprache als Beleg für das neu erwachte Bedürfnis aufgeführt, den Menschen als Akteur nicht aus dem Blick zu verlieren (68). An dieser letzteren Stelle wird denn auch das konzeptuelle Bindeglied benannt, das von der eingespielten Negativ-Rezeption gerne übersehen wird: nämlich dass Sprache Wirklichkeiten schafft, indem sie via interpretative Leistungen der Individuen Handlungen und Beziehungsformen orientiert, Widerfahrenes zu Erfahrung gerinnen lässt und Subjektivität stiftet.

Der Schlussfolgerung von Claudia Opitz, es handle sich bei dieser Debatte um einen „Streit um falsche Alternativen“, dem es die „gleichzeitige Beachtung von (sozialen oder diskursiven) Strukturen und Subjektivitäten“ (122) entgegenzuhalten gelte, ist unbedingt zuzustimmen und außerdem beizufügen, dass darüber hinaus eine Klärung der *Zusammenhänge* dieser Dimensionen dringlich ist. Dieses Defizit aber ist symptomatisch für die theoretische Situation der Geschlechtergeschichte, zeugt doch die mit Missverständnissen gespickte Debatte von den notorisch vernachlässigten sozialtheoretischen Ausbuchstabierungen kulturwissenschaftlicher und poststrukturalistischer Postulate, die diskursanalytische Ansätze mit Handlungstheorien vermitteln könnten. Würden die Impulse der poststrukturalistischen Theorie von den einen exklusiv

umarmt, so von den andern kurzerhand abgewehrt – in beiden Fällen blieb zwischen Nähe und Distanz wenig Raum für eine sozialtheoretisch gesättigte Vermittlung post-strukturalistischer Theorie mit historiographischen Heuristiken.

Wer schon weiß, wohin der eigene theoretische Geschmack neigt und/oder wer sich für den österreichischen Raum interessiert, wird sich bei der Lektüre von Andrea Griesebner aufgehoben fühlen. Wer die Geschlechtergeschichte in ihrer Breite kennen will, ist mit Claudia Opitz bestens bedient. Keine Einführung aber sollte das Lesen der klassischen Texte ersetzen. Macht die theoretisch ‚parteiliche‘ Darstellung Griesebners Lust auf die Lektüre solcher Texte, so findet die Leserin ein ausgesprochen verlässliches Verzeichnis bei Opitz, das auch den mit dem Feld bereits Vertrauten ein feines Nachschlagewerk ist. Beide Einführungen weisen insofern über sich hinaus, als dass sie ihre traditionsbildende Funktion offensiv und reflektiert wahrnehmen. Damit sind sie nicht nur anregende Beiträge zur Debatte, sondern nehmen auch untereinander eine durchaus kontroverse Diskussion auf – und sind damit selbst Dokumente des von Claudia Opitz beschriebenen Widerstands, den die Geschlechtergeschichte qua ihres kritischen Impulses und ihrer Heterogenität kanonisierenden Bestrebungen entgegensetzt. So verbirgt sich in Claudia Opitz‘ chronologischer Darstellung der Genese der Geschlechtergeschichte das Narrativ einer Geschlechtergeschichte, die sich über Professionalisierungsbemühungen aus der Bindung an politische Bezüge herausgelöst hat, um in der Gegenwart bei primär epistemologischen Debatten anzukommen. Dieser Erzählung hält Andrea Griesebner mit ihrem Beharren auf der „feministischen Geschichtswissenschaft“ eine kontinuierliche Politisiertheit des Feldes entgegen. So gut begründet letzterer Positionsbezug ist, so plausibel ist ersteres Narrativ. Für eine weitere Auseinandersetzung lohnt es, an beide Erzählungen kritisch anzuknüpfen und vor allem auch, aus dieser Konstellation Fragen zu gewinnen: Was sagt die Gleichzeitigkeit dieser Narrative über das Feld der geschlechtergeschichtlichen Forschung aus?

Caroline Arni, Bern

Orientierungshilfe, Leitfaden, Tor zur Beschäftigung mit neuen Wissenschaftsfeldern?

Mit den Publikationen der beiden Frühneuzeithistorikerinnen Claudia Opitz und Andrea Griesebner sind im Jahr 2005 zwei Einführungen in die Frauen- und Geschlechtergeschichte beziehungsweise in die feministische Geschichtswissenschaft erschienen, die sich inhaltlich, vor allem aber in ihrer Darstellung enorm voneinander unterscheiden. Beide widmen sich der großen Herausforderung, sowohl die Formierungsprozesse der historischen Geschlechterforschung als auch die beinahe unüberschaubare Vielfalt der Methoden- und Theoriediskussionen aufzubereiten. Adressaten und Adressatinnen sind – wie bei Einführungen üblich – Studierende, die mit Hilfe dieser Werke ihre ersten

Schritte auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechtergeschichte wagen sollen. Doch wird den Anliegen und Bedürfnissen dieses Zielpublikums auch Rechnung getragen?

Zur Beantwortung dieser Frage sehe ich mich veranlasst, meine Position als Leserin der hier besprochenen Einführungsbände zu hinterfragen und sie zur von den Autorinnen intendierten Zielgruppe in Bezug zu setzen. Die von der Frauen- und Geschlechterforschung immer wieder geforderte und dort mittlerweile gängige Selbstreflexion gilt LeserInnen wahrscheinlich noch als unüblicher Luxus. Da aber ein „Text überhaupt erst zum Leben erwacht, wenn er gelesen wird“,² das Lesen also als „aktive Verstehensleistung“,³ als konstruktive und kreative Tätigkeit verstanden wird, sollte die Bewusstmachung dessen, was etwa Sandra Harding in ihrer programmatischen Monographie „Whose Science? Whose Knowledge?“ mit dem Terminus „socially situated knowledge“⁴ bezeichnet, auch für RezipientInnen (wissenschaftlicher) Literatur selbstverständlich sein.

Auch wenn die beiden Einführungen für mich gewissermaßen zu spät kommen, gehöre ich der Generation an, die von Opitz und Griesebner als Zielgruppe definiert wird, jener „heutigen Generation von Studierenden“ nämlich, „die nach dem post-strukturalistischen Paradigmenwechsel zu studieren begann“ (Griesebner, 9). Zugleich habe ich eine etwas schizophrene Perspektive auf die Publikationen, die hier zu kommentieren sind: Als Doktorandin bin ich in gewissem Sinne immer noch Studentin, andererseits kenne ich als Tutorin und Lehrveranstaltungsleiterin auch die Seite der Lehrenden. Beide Blickwinkel fließen in diesen Kommentar ein.

Aus Mangel an Überblickswerken zur Geschlechtergeschichte wurde während meines Studiums (2000–2005) vor allem auf Texte jener Autorinnen zurückgegriffen, die nun – mehr oder weniger detailliert – in den vorliegenden Einführungswerken besprochen werden: Simone de Beauvoir, Gerda Lerner, Joan W. Scott, Karin Hausen, Sandra Harding, Judith Butler und so weiter. Durch das punktuelle Herausgreifen der Lektüre erhielt ich erst nach und nach einen Gesamteindruck von der Entwicklung der Forschungslandschaft, ihrer Infrastruktur und ihren Diskursen. Genau in diese Lücke stoßen nun beide Autorinnen, wenn sie versprechen „[d]iese Entwicklungen [die Formierungsprozesse der Frauen-, Männer- und Geschlechtergeschichte] nachzuzeichnen, aber vor allem auch wichtige Teilaspekte und Diskussionen der zunächst frauen-, dann geschlechtergeschichtlichen Forschung in ihrer Entwicklung und ihren Ergebnissen zu präsentieren“ (Opitz, 11) beziehungsweise „einen Einblick in die theoretischen und methodologischen Debatten zu geben, die im Feld der Frauen- und Geschlechtergeschichte seit den 1970er Jahren geführt wurden und werden“ (Griesebner, 9). Vor allem Claudia Opitz gelingt es, dieses Ziel umzusetzen: Sie stellt die Frauen- und Geschlech-

2 Wolfgang Iser, Die Appellstruktur der Texte, in: Rainer Warning Hg., Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis, München 1975, 228–252, 228.

3 Hartmut Eggert u. Christine Garbe, Literarische Sozialisation, Stuttgart 2003², 10.

4 Sandra Harding, Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives, New York 1991, 138–163.

tergeschichte so differenziert und vielfältig wie möglich dar, ohne Gefahr zu laufen, den Überblick zu verlieren. Die Detailgenauigkeit und das hohe Niveau der Darstellung – Opitz operiert auf einer sehr abstrakten methodisch-theoretischen Ebene – sowie die dichte und präzise Sprache machen das Werk auch für fortgeschrittene Studierende und GeschlechterhistorikerInnen interessant. Da Opitz zudem auf die Positionen bemerkenswert vieler WissenschaftlerInnen eingeht und die Diskurse und Gegendiskurse um die von ihnen veröffentlichten Schriften resümiert, fällt es leicht, bereits gelesene ‚Originaltexte‘ in den Kontext der Wissenschaftsgeschichte einzuordnen.

Demgegenüber vereinfacht Griesebner in ihrer Sprache und Darstellung viel stärker. Während Opitz versucht, möglichst viele Facetten einzufangen, geht Griesebner selektiver vor und bietet ein ‚glatteres Bild‘ der feministischen Geschichtswissenschaft. Um ihre Ausführungen an die Zielgruppe anzupassen, versucht sie – obwohl der Schwerpunkt beider Autorinnen auf Forschungen zur Frühen Neuzeit liegt –, unter anderem Beispiele aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts oder aus dem aktuellen Geschehen einzufügen. Was als Idee sinnvoll erscheint, gestaltet sich in der Ausführung allerdings mangelhaft: Um zu zeigen, wie *Gender* „im traditionellen politischen Feld als ‚Waffe‘ verwendet wird“, führt Griesebner beispielsweise die Strategie der Regierung Bush im Irakkrieg an, „die Kriegspolitik der USA ganz bewusst mit männlich codierten Begriffen und Metaphern zu beschreiben, während sie die Antikriegspolitik des ‚alten Europas‘ mittels weiblicher Codierung abzuwerten versuchte“ (131). Damit endet das Beispiel, das weder konkretisiert noch mit Literaturhinweisen versehen wird. Somit muss unklar bleiben, worin diese Begriffe und Metaphern der Kriegspolitik bestehen und woher die Autorin diese Informationen überhaupt bezieht. Der sparsame Umgang mit Literaturverweisen fällt nicht nur bei diesem Exempel auf. Auch der oft nachlässige Umgang mit Zitierregeln – bei angegebenen Internetadressen fehlt das Datum des Downloads (übrigens auch bei Opitz), in Klammer genannte Namen von ForscherInnen werden nicht immer mit einem Zitat versehen – und die oberflächliche Edierung des Bandes (die Seitenzahlen der Inhaltsangabe stimmen etwa nicht mit jenen im Buch überein) vermitteln StudentInnen nicht gerade die Standards wissenschaftlichen Arbeitens.

Während Opitz einen neutralen Titel („Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte“) wählt, betitelt Griesebner ihr Buch mit „Feministische Geschichtswissenschaft“. Da der Feminismus als Lebens- und Erklärungsmodell viel von seiner Geltungs- und Anziehungskraft gerade bei „jüngere[n] Studentinnen“ (Griesebner, 169) eingebüßt hat, ist diese Wahl etwas unverständlich. Dazu kommt, dass die Autorin zwar anführt, dass „die feministische Geschichtswissenschaft als Geschichtsschreibung von einem feministischen Sehepunkt, aus einer feministischen Perspektive definiert werden [kann]“ (15) – was dieses feministische Erkenntnisinteresse charakterisiert, wird jedoch nicht näher definiert. Als einziger Anhaltspunkt bleibt der Hinweis: „Was aber eine feministische Perspektive ausmacht, kann nicht unabhängig von Zeit und Raum bestimmt werden, sondern ist immer in Relation zu den Macht-

und Herrschaftsverhältnissen zu sehen, die die Gegenwart des Erzählers/der Erzählerin wie auch der untersuchten Gesellschaft bestimmen.“ (15)

Nicht nur hinsichtlich des Titels, auch sprachlich präsentiert sich Opitz neutraler. Obwohl sie sich in ihrer Einleitung eindeutig positioniert, indem sie sich als Frühneuzeithistorikerin mit geographischem Schwerpunkt auf dem deutschsprachigen Raum vorstellt, kommuniziert sie die Probleme der Forschung, Vor- und Nachteile unterschiedlicher Theorien und Konzepte, immer nur durch den Mund anderer WissenschaftlerInnen – und zwar, indem sie den Wissenschaftsdiskurs genau nachzeichnet. Demgegenüber meldet sich Griesebner öfter mit persönlichen Einschätzungen und Erfahrungsberichten zu Wort. So werden etwa die Widerstände, gegen die feministische Geschichtswissenschaft ankämpfen musste, ständig betont, und obwohl man weiß, dass es Frauen- und Geschlechterhistorikerinnen⁵ immer noch schwer haben, sich in einem männlich dominierten Forschungsumfeld zu positionieren, erscheinen durch diesen Zugang Historikerinnen als passive Opfer der – wie es bei Griesebner heißt – „Mitglieder der historischen ‚Confraternitas‘“ (27), anstatt als Akteurinnen in einer komplexen und bunten Forschungslandschaft. Dieser Eindruck verstärkt sich noch dadurch, dass Aussagen wie: „Das Objektivitätspostulat hat dem vorgeblich nur nach Wahrheit strebenden Historiker stets gute Dienste geleistet, um alternative Geschichtskonzeptionen als politisch und/oder parteiisch zu diffamieren“ (29), in den Raum gestellt werden, ohne auf konkrete Diskussionen Bezug zu nehmen. Da die in der frühen Frauengeschichte dominante Forschungsperspektive, Frauen vor allem als Opfer darzustellen, in beiden Einführungen als obsolet charakterisiert wird, entbehrt diese Art der Darstellung bei Griesebner nicht einer gewissen Ironie.

Zudem wird bei Griesebner der Bereich der Männlichkeitsgeschichte ausgespart. Ob dies an der Betonung der Lebenswelten und Theorien *weiblicher* Wissenschaftler liegt, sei – da die Autorin diesen Schritt nicht begründet – dahingestellt. Dagegen lässt Opitz sowohl die institutionelle Entwicklung der Männlichkeitsgeschichte, als auch ihre Methoden und Theorien einfließen. Zwar gestaltet sie diese Kapitel relativ kurz, was aber zu verschmerzen ist, da in derselben Reihe beinahe zeitgleich eine „Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit“⁶ erschienen ist.

Neben der persönlichen Einstellung zum geschichtswissenschaftlichen Betrieb ist bei Griesebner auch die Präferenz für bestimmte Theorien klar ersichtlich. Während Opitz konstruktivistische Modelle auf gleicher Ebene mit anderen Ansätzen der Frauen- und Geschlechtergeschichte behandelt, geht Griesebner auf diese Modelle am detailliertesten ein – was einer Studierenden-Generation, deren akademische Sozialisation durch den „cultural turn“ und seine Folgeerscheinungen geprägt ist, sicher entgegenkommt.

⁵ Wie übrigens auch männliche Historiker, die sich etwa mit Männlichkeitsgeschichte beschäftigen.

⁶ Jürgen Martuschukat u. Olaf Stieglitz, „Es ist ein Junge! Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit, Tübingen 2005.

Zwar werden auch hier Gegenpositionen zu konstruktivistischen Theorien präsentiert, doch selbst wenn Griesebner etwa die erfahrungsgeschichtliche Perspektive Barbara Dudens den diskursanalytischen Ansätzen gegenüberstellt, macht sie deutlich, dass sie letztere für die bessere Alternative hält. Folglich geht sie auch auf Phänomene der Trans- und Intersexualität und Modelle der *Queer Theory* ein, auf die Opitz mit der Begründung, sie hätten „in der historischen Forschung vergleichsweise wenig Resonanz gefunden“ (68), verzichtet.

Positiv fällt bei beiden Publikationen auf, dass sowohl mit der Problematisierung des Verhältnisses von Erfahrungsgeschichte zu Diskursanalyse, als auch mit der Frage nach dem Subjektbegriff beziehungsweise nach der Handlungsfähigkeit (*agency*) von historischen AkteurInnen äußerst bedeutsame und aktuelle Diskussionen aufgegriffen werden. Auch die Unterscheidung verschiedener Analyseebenen – kulturelle Leitbilder/Diskurse, soziale Praxis/praktische Reproduktion des Geschlechtersystems und subjektive Wahrnehmung/Erfahrung/Identität – spielt immer wieder eine Rolle. Dieses Aufzeigen voneinander abweichender Forschungshaltungen und theoretischer Grundannahmen, die je nach vorherrschendem Paradigma unterschiedlich gewichtet werden, sowie der Konsequenzen, die diese Standpunkte für die konkreten Untersuchungen nach sich ziehen, vermittelt einen tiefen Einblick in das ‚Funktionieren‘ von Wissenschaft. Zwar sind Lehrende gut beraten, die Ausführungen bei Opitz und Griesebner mit konkreten Forschungsinhalten zu füllen, um das Ganze anschaulicher zu gestalten, aber Kapitel wie „Identität(en) – Subjektivität(en)“ und „Erfahrung vs. Diskurs“ in der Einführung von Claudia Opitz sind durchaus dazu geeignet, als Textauszüge gelesen und diskutiert zu werden. Das Kapitel, das sich bei Griesebner dazu am besten eignet ist „Geschlecht als mehrfach relationale Kategorie“. Hier bewegt sie sich merkbar auf vertrautem Terrain; hier gelingt es ihr, komplexe Zusammenhänge durch eine dichte und präzise Sprache verständlich zu machen, während sich in anderen Kapiteln ab und zu Fehler einschleichen und sie durch häufige Exkurse das Feld der feministischen Geschichtswissenschaft verlässt. So geht sie zum Teil bei Passagen, die für das Verständnis feministischer Geschichtswissenschaft wenig Bedeutung haben, sehr ins Detail: Etwa wenn sie die zu den Kursen des *Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* abgelehnten oder zugelassenen Frauen von 1911 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges namentlich nennt. Andere Teile des Buches muten demgegenüber etwas oberflächlich an. Seltsam konturlos bleibt beispielsweise die Behandlung von Konzepten wie jenem von Karin Hausen zur „Polarisierung der Geschlechtercharaktere“.

Zurück zur Zielgruppe der beiden Einführungen. Während sich die Universitäten sämtlich um Internationalisierung von Studium und Lehre bemühen, zentriert Andrea Griesebner die Geschichte der Akademisierung der feministischen Geschichtswissenschaft auf Wien. Das macht das Buch für eine Verwendung außerhalb Österreichs untauglich und schränkt den AdressatInnenkreis beträchtlich ein. Zugleich nimmt sie jedoch – wie auch Eva Blimlinger bemerkt – „in der Darstellung der unterschiedlichen theoretischen und methodischen Entwicklungen ... fast ausschließlich auf die interna-

tionale Diskussion Bezug.⁴⁷ Demgegenüber geht Opitz dezidiert auf die institutionellen und konzeptuellen Entwicklungen im anglo-amerikanischen und europäischen Raum ein. Beginnend mit der Ausbildung der „her-story“ und der Weiterentwicklung der kompensatorischen zur kontributorischen Frauengeschichtsschreibung in Amerika, leitet sie zu den europäischen Staaten – Großbritannien, Frankreich und Italien – über, um schließlich den Blick auf Deutschland zu richten, das sie am ausführlichsten behandelt. Dabei widmet sie sich sowohl den Spezifika der jeweils betrachteten Nation (z. B. marxistisch-materialistische Ausrichtung in Großbritannien, Konzentration auf Methoden- und Quelldiskussion in Frankreich, Differenzfeminismus in Italien), als auch grenzüberschreitenden Transferprozessen, um den Austausch und die gegenseitige Einflussnahme verschiedener Konzepte aufeinander sichtbar zu machen.

Ich möchte am Ende des Kommentars noch einmal zu meiner ‚einführungsfreien‘ akademischen Sozialisation zurückkehren. Ich halte es grundsätzlich für äußerst wichtig, dass Ansätze zur Frauen- und Geschlechtergeschichte in geschlossenen Darstellungen wie jenen von Opitz und Griesebner präsentiert werden. Umso mehr, als ich bei Studierenden meiner Generation immer häufiger ein Bedürfnis nach Synthesenbildung feststelle, das aus der Konfrontation mit einer zunehmenden ‚Zersplitterung‘ geschichtswissenschaftlicher Forschungskonzepte entsteht. Nichts desto trotz möchte ich nicht missen, mir durch die ‚Originaltexte‘ ein eigenes Bild von der Forschungslandschaft gebildet zu haben; was bedeutet, dass Einführungen Lust auf mehr machen sollen – nämlich darauf, die in ihnen vorgestellten Texte selbst zur Hand zu nehmen und sie zu lesen. Da Griesebner die Darstellung komplexer Theorien und Entwicklungen innerhalb der Frauen- und Geschlechtergeschichte zugunsten einer selektiven und vereinfachten Präsentation zurücknimmt, eignet sich ihre Einführung zwar als Einstieg in dieses Wissenschaftsfeld, kann eine nähere Beschäftigung mit ‚Originaltexten‘ nur erleichtern, keinesfalls ersetzen. Hilfe zum Zusammenstellen einer sinnvollen Literaturliste findet man hier jedoch nur spärlich. Demgegenüber bietet Opitz einen sehr guten Überblick über relevante Publikationen. Die präzisen Erläuterungen zu deren Inhalten und die differenzierte Beschreibung der Rezeption erleichtern sowohl die gezielte Auswahl von weiterführenden Texten, als auch deren Einordnung in den wissenschaftlichen Kontext. Somit wird durchaus die ‚Lust auf mehr‘ geweckt und ein Tor zur selbständigen Auseinandersetzung mit dem Feld der historischen Geschlechterforschung, ihren Methoden, Theorien, Diskursen und Problemen geöffnet.

Barbara Asen, Salzburg

7 Eva Blimlinger, Rezension zu Andrea Griesebner, *Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung*, Wien 2005, in: *H-Soz-Kult*, 21. 06. 2006, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-2-207>, 26.09.2006.

Endlich sind sie da! Was sind sie wert? Zwei lang erwartete Einführungen in die Geschlechtergeschichte aus studentischer Sicht

Seit dem Wintersemester 2005/2006 studiere ich nun Geschichte und habe gleich in meinem ersten Semester begonnen, mich für Geschlechtergeschichte zu interessieren und einschlägige Kurse zu besuchen. Im Folgenden also die Meinung eines interessierten Studenten zu den beiden Bänden, gedacht als Feedback für die Autorinnen und als Empfehlung für jene, die sich noch nicht mit Geschlechtergeschichte beschäftigt haben, aber damit beginnen wollen. Ihnen steht keine große Auswahl an einführender Literatur zur Verfügung, wie Claudia Opitz bemerkt. Deshalb ist ihr und Andrea Griesebner zu danken, dass sie sich dem Verfassen von Einstiegsliteratur gewidmet haben. Solche Einführungen sind ein roter Faden, der noch unkundigen Studenten und Studentinnen hilft, einen Weg durch die wuchernde Literatur zu finden.

Die beiden Autorinnen führen recht unterschiedlich auf diesen Weg. Andrea Griesebner hat das Genre deutlich entstaubt. In ganz schlimmen Fällen von Einführung, gleich in welcher Disziplin, bekommt man eine Aneinanderreihung von Theorien vorgesetzt, in unerträglich langweiliger Manier. Griesebner hingegen verwendet eine sehr klare und einfache Sprache, die allein durch ihre Form einige der Errungenschaften der Geschlechtergeschichte zu transportieren vermag. Zum Beispiel schreibt sie, „dass mit der Professionalisierung und Institutionalisierung der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert die Definitionsmacht darüber, was Geschichte und die ihr angemessenen Methoden und Quellen sei, sukzessive an all jene Männer übergang, welche die wichtigen Stellen an den Universitäten ... besetzten“ (28). Sie zeigt also, dass es darauf ankommt, soziale Strukturen zu untersuchen und deren Mechanismen herauszuarbeiten. Immer unterdrücken konkrete Personen oder Gruppen, nicht undefinierbare Massen, andere. Hier unterdrückten eben jene Männer, die wichtige Stellen besetzt hatten, und nicht Männer schlechthin.

Es mag an den Vorgaben des Verlages liegen, dass das Buch so kompakt geworden ist. Der Gehalt leidet keineswegs unter der Kürze. Indem die Autorin sich etwa mit der Darstellung der historischen Entwicklung der Akademisierung der Geschlechtergeschichte auf die Universität Wien beschränkt – im Gegensatz zu Claudia Opitz, die einen weiteren geographischen Raum abdeckt –, gelingt es ihr, einprägsam und anschaulich die Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte im universitären Umfeld zu erläutern. Allen, die noch nie etwas mit Geschlechtergeschichte zu tun hatten, möchte ich ganz besonders Andrea Griesebners Einführung nahe legen. Fortgeschrittenere Studentinnen und Studenten könnten vor allem von der Sprache der Autorin inspiriert werden.

Wenngleich ich Feuer und Flamme für Griesebners Stil bin, muss ich doch einräumen, dass Claudia Opitz' Einführung umfassender ist – und dabei beziehe ich mich nicht nur auf die Seitenzahl. Wer sich bereits mit feministischer Geschichtsforschung

beschäftigt hat, wird ihr Buch sehr schätzen: Sie behandelt die wichtigsten Strömungen und Theorien, gut ausgewählt und verständlich gegliedert. Es wird einem bewusst, wie komplex das Verhältnis der Geschlechter ist und wie schwierig es ist, zu erforschen, wie sich diese relationalen Systeme über die Zeit verändert haben. Opitz gibt einen differenzierten Überblick zur geschlechtergeschichtlichen Forschung und konzentriert sich dabei auf europäische Strömungen. Das mag einen Anfänger oder eine Anfängerin überfordern, für fortgeschrittene Studierende wird Opitz' Einführung ein hilfreiches Kompendium sein. Ganz besonders gut gefällt mir, dass sie im Anhang einige interessante Quellen der feministischen Geschichtswissenschaft anführt, was dem theoretischen Gerüst Körper verleiht und obendrein zeigt, dass sich nicht erst seit den letzten Jahrzehnten Intellektuelle mit dem Verhältnis der Geschlechter befassen.

Dennoch möchte ich kritisieren, dass Claudia Opitz' Buch als „Einführung in die Geschlechtergeschichte“ betitelt ist. Mein persönliches Interesse an der Geschlechtergeschichte konzentriert sich auf den Bereich der *Queer History*. Auch wenn der Großteil der historischen Forschung auf diesem Gebiet bislang im angloamerikanischen Raum durchgeführt worden ist, den Opitz nur peripher tangiert, hätte ich erwartet, dass die wichtigsten Positionen dieser Forschungsrichtung in einer geschlechtergeschichtlichen Einführung erwähnt werden.⁸ Wie Opitz selbst zeigt, ist die Analyse *queerer* Räume heute unverzichtbarer Bestandteil der geschlechtergeschichtlichen Forschung geworden. Und gerade deshalb wäre es wichtig, auch die Geschichte jener Bereiche aufzuzeigen, die schließlich zur *Queer History* führten.

Johann Kirchknopf, London/Wien

Dilemma Einführung – zwei Mal produktiv gewendet

Titelworte wie „Feministische Geschichtswissenschaft“ oder „Geschlechtergeschichte“ markieren Unterschiede in Ansatz und Zuschnitt. Das beiden zu besprechenden Bänden gemeinsame Wort Einführung enthält demgegenüber das Versprechen, ein Wissensterrain aufzuschließen. Einführungen sollen Zugänge verschaffen. Das beschwört ein räumlich gefasstes Imaginarium herauf und damit die Frage nach den Orten des Wissens.

Wien und Österreich bilden den unmittelbaren Referenzraum von Andrea Griesebners Einführung. Die an der Wiener Universität lehrende Frühneuzeithistorikerin präsentiert die Entwicklung der historischen Frauen- und Geschlechterstudien am Beispiel Österreichs. Der Wandel der Forschungspositionen wird dabei in engem Bezug zur

⁸ Noch dazu wo die Anfänge der Erforschung der Homosexualität (durchaus aus historischer Sicht) gegen Ende des 19. Jahrhunderts vom deutschsprachigen Raum ausgingen. Allen voran wäre hier Magnus Hirschfeld zu nennen.

Akzeptanz von Frauen im Wissenschaftsbetrieb und zur Verankerung *Gender*-bezogener Studien im Lehrbetrieb der Universitäten gesetzt. Die Ver-Ortung dieser Einführung exemplifiziert die „Theorie eines feministischen Sehepunktes“ (11). Laut Johann Martin Chladenius (1710–1759) bezeichnet ein Sehepunkt alle ‚Umstände‘, welche eine bestimmte Perspektive auf die Historie ausmachen, seien sie geographischer, sozialer oder psychologischer Art. Der Rekurs auf eine vor-Rankesche Geschichtsschreibung ist ein ebenso überraschender wie gelungener Schachzug der Verfasserin. Chladenius arbeitete einer theoretischen Erfassung historischen Erzählens zu, welches Unparteilichkeit anstrebt, ohne von den Subjektpositionen der Erzähler zu abstrahieren (womit wesentliche Differenzen zum Historismus Rankes oder Droysens benannt sind). Griesebners Einführung nimmt eine auffällige Leerstelle in diesem Gedankengebäude aufs Korn: die Kategorie Geschlecht. Mittels eines modifizierten Sehepunktes wird dabei exemplarisch ein Verfahrensmodus einer feministisch inspirierten Geschichtswissenschaft vorgeführt. Denn diese Wissenschaft bezieht ihre Anregungen unter anderem aus der kritischen Vereinnahmung, Anpassung und Verschiebung von Denkmodellen aus dem Arsenal ‚männlicher‘ Wissenstraditionen. Aus dem feministischen Sehepunkt entsteht so ein feministischer Erzählpunkt. Die Autorin lässt denn auch wiederholt ihren eigenen Lebensweg in die Darstellung einfließen. Das verleiht ihrer Narration nicht nur Anschaulichkeit, sondern modelliert die feministische Geschichtserzählung kontrapunktisch zu den Konventionen herkömmlicher Wissenschaftsnarrative. Griesebners Erzählfaden führt von der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts zu den Frauenstudien der 1970er Jahre, um schließlich bei den (nicht mehr ganz) aktuellen Debatten um Konstruktivismus/Dekonstruktivismus zu landen. Dem beeindruckenden Höhenflug feministischer Geschichtswissenschaft steht, so Griesebner, eine anhaltende Benachteiligung ihrer Verfechterinnen an den Universitäten entgegen. Einer kritischen Geschichtswissenschaft würde es demnach auch in naher Zukunft nicht an Stoff und Stachel fehlen. Oder hat sich die Geschlechtergeschichte nicht doch eine recht behagliche Heimstatt an vielen Universitäten eingerichtet? Griesebners Einführung gemahnt jedenfalls eindringlich an die anhaltende Relevanz feministischer Ansätze für die Praxis historischen Arbeitens. Zugleich lässt dieser Band beim Leser den Wunsch nach einer breit angelegten, wissenssoziologisch ausgerichteten Studie zur Geschichte der Geschlechterstudien aufkommen.

Ihrer Schreib- und Subjektposition entsprechend, stellt Griesebners Darstellung nämlich in erster Linie die akademische Wissenslandschaft ins Zentrum. Zwar erinnert sie eindrücklich an die Bedeutung autonomer „Frauenräume“ (71) in der Formierungsphase einer feministisch ausgerichteten Historie und gibt wiederholt Hinweise auf Frauengruppen und Frauenzeitschriften. Die spezifischen Bedingungen außeruniversitärer Wissensproduktion bleiben jedoch weitgehend unberücksichtigt. Die feste Etablierung feministischer Geschichte an den Universitäten erscheint damit als (noch nicht erreichter) Zielpunkt dieser Einführung. Andere Orte wissenschaftlichen Arbeitens geraten nur am Rande in den Blick. Dafür nur ein Beispiel: In Museen durchforstete frau bestehende Sammlungen unter veränderten Gesichtspunkten. So wurden neue

Quellen ausgehoben und historisches Grundwissen erarbeitet. Für Wien wäre etwa an „Die Frau im Korsett. Wiener Frauenalltag zwischen Klischee und Wirklichkeit“ (1984/85) zu erinnern.⁹ Die Resonanz von Ausstellungen wie dieser ist schwer zu überschätzen. Die Wirkmächtigkeit der Frauen- und Geschlechtergeschichte hing (und hängt) schließlich an ihrer Durchlässigkeit für nicht-akademische Belange. Das betrifft die Orte wie die Art des Wissens. Antoinette Burton hat jüngst sogar vorgeschlagen, häusliche Innenräume zu „Archiven“ historischen Wissens zu deklarieren.¹⁰ Die ‚akademische Provinz‘ hat den *Gender*-Studien, wie es scheint, deutlich ihren Stempel aufgedrückt. Aus Autorinnenkollektiven sind Einzelstreiterinnen geworden.

Topoi sind nichts anderes als Orte des Wissens – ein Wissen, welches die Autoren von Rhetoriken oder *Artes memorativae* seit der Antike als Raum konzipiert haben. Die Basler Frühneuzeithistorikerin Claudia Opitz präsentiert das Gebiet historischer Frauen- und Geschlechterstudien als einen Gang durch die im eben genannten Sinne verstandene Topik des Wissens von den Geschlechtern in der Geschichte. Wegweisende Ansätze, Diskussionsbeiträge und Debatten stehen im Vordergrund ihres Einführungsbandes. Die ausgewählten Positionen werden prägnant und mit sicherem Griff vorgestellt, wobei ausführliche und geschickt ausgewählte Zitate einen guten Einblick in die jeweiligen Argumentationsgänge vermitteln. Die Verfasserin nähert sich der Geschlechtergeschichte dabei von zwei aufeinander bezogenen Perspektiven, einem ersten chronologisch angelegten Teil, der ähnlich wie bei Griesebner die Entwicklung vom Paradigma der Frauen- zu dem der Geschlechtergeschichte bis heute nachzeichnet, und einem zweiten systematischen, aus fünf thematisch angelegten Vignetten bestehenden Teil. Die synthetische Kraft dieser Essays verlangt einem Bewunderung ab. Sie wird dem Band hoffentlich ein langes Nachleben sichern.

Die erste Hälfte behandelt die „Ausdifferenzierung und Akademisierung der Frauengeschichte“ (29) am Beispiel von den USA sowie Großbritanniens, Frankreichs, Italiens und Deutschlands. So manche nationale Besonderheiten rücken damit ins Rampenlicht, etwa das Desinteresse der französischen Frauengeschichte an der Politik- und Ereignisgeschichte. Wie die Verfasserin weiß, ist die Konvention, historisches Wissen geographisch-national zu erfassen, im Fall der Geschlechtergeschichte problematisch. Was deren Erfolg ausmacht, ist nicht zuletzt eine Struktur der Debatte, welche eine Herausforderung für gängige sprachliche oder disziplinäre Grenzziehungen darstellt. Besonders begrüßenswert ist deshalb die Tatsache, dass Opitz der Geschlechtergeschichte verwandte Diskussionszusammenhänge, wie die Geschichte der Männlichkeit oder die Sexualitätsgeschichte, einbezogen hat. Ihre Durchlässigkeit für andere Frageansätze hat die Debatten um die historische Kategorie Geschlecht in besonderer Weise belebt.

⁹ Die Frau im Korsett. Wiener Frauenalltag zwischen Klischee und Wirklichkeit. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien 1984.

¹⁰ Antoinette Burton, *Dwelling in the Archive. Women Writing House, Home, and History in Late Colonial India*, Oxford 2003.

Im Zentrum der Geschlechtergeschichte, argumentiert Opitz, steht die kritische Beleuchtung des Zweigeschlechtermodells. Folgt man dem Ansatz des „doing gender“ (73–76), so ist die Konstruktion von Geschlechtervorstellungen und die Reproduktion von Geschlechtermodellen unvermeidlich, nicht nur in der alltäglichen Kommunikation, sondern auch in der Praxis von Historikern und Historikerinnen. Der Geschlechtergeschichte fällt damit neben der Erforschung des Lebens, Fühlens und Handelns von Frauen wie Männern in der Geschichte unter anderem auch die grundlegende Aufgabe zu, das Wirken von Geschlecht in der Historie deutlich zu machen, zu kritisieren und zu historisieren.

Die historisch überschaubare Geschichte der Geschlechtergeschichte hat dabei schon heute einen geradezu unüberschaubaren Reichtum an Denkansätzen hervorgebracht. Dieses Wissensreservoir mittels einer gelungenen Gesamtdarstellung im Bewusstsein zu halten, leistet „Um-Ordnungen der Geschlechter“ in vorzüglicher Weise. Nicht zuletzt deswegen vermag zu überzeugen, dass Opitz' Darstellung eine eklektische Auswahl von Textausschnitten zum Bereich „Geschichte der Geschichtsschreibung über Geschlechter“ (247) folgt (mit kurzen Einführungen). Sie macht zehn Quellen von Plutarch bis zu Werner Sombart verfügbar. Diese Exzerpte bieten sich als Exerzierfeld an, den dank der Lektüre geschärften Blick weiter zu trainieren. In ihrer anderen Gefasstheit sind vor-moderne Texte besonders geeignet, Beobachtungen über Darstellungskonventionen moderner wissenschaftlicher Literatur anzuregen. Man könnte sich also eine Geschichte der Geschlechtergeschichte vorstellen, die genau diese Text- und Darstellungsmuster schärfer analysiert als das hier geschehen ist.

Wissen ist alles andere als ortsfest. Wissen wandert. Es verbindet Individuen, Institutionen und Forschungszusammenhänge. Theorien werden exportiert und andernorts rezipiert. Methodendebatten rekurren oft auf spezifische Kontexte, welche am Rezeptionssort neue Valenzen erhalten, während sie zugleich wiederum auf lokale Verhältnisse verändernd Einfluss nehmen. Opitz verweist summarisch auf die Verspätung der deutschen Geschlechtergeschichte. Griesebner macht dankenswerterweise auf die materiellen und institutionellen Rahmenbedingungen aufmerksam, welche solche Rezeptionswege über Länder- und Sprachgrenzen hinweg mitbestimmen und mitbestimmen. Feministische Publikationen internationaler Provenienz waren, so die Verfasserin, in Österreich, der Schweiz und Deutschland selbst an erstangigen Universitätsbibliotheken anfangs nur schwer aufzutreiben. Darüber hinaus hat man anderssprachliche Veröffentlichungen nur selten ins Deutsche übersetzt, mag man ergänzend hinzufügen. In vielen Fällen erschienen Übersetzungen zudem erst mit großer Verspätung. Diese anfängliche und möglicherweise andauernde Knappheit der Ressourcen hat die Geschichte der Geschlechtergeschichte deutscher Sprache bis heute geprägt.

Rezeptionswege und -umwege mit zu bedenken, könnte Aufgabe zukünftiger wissenschaftsgeschichtlicher Darstellungen sein. Wissen gleich mehrfach zu verorten, stellt eine methodische Herausforderung erster Güte dar. Wer nicht nur Wissensinhalte, sondern die Mobilität von Wissen zu erfassen sucht, bewegt sich auf einem schwierigen

Terrain. Aber solche Relationierungen ermöglichen – das ist der Gewinn – einen tiefen Einblick in die Dynamik intellektueller Auseinandersetzungen. Die Erforschung der Wanderwege des Wissens und der Wissenschaft von den Geschlechtern bleibt somit ein Desideratum – umso mehr, als die theoretische wie empirische Erfassung wissenschaftlicher Transfers erst in den Anfängen steckt.

In beiden Einführungen liegen die Orte relevanten Wissens, Forschens und Lehrens fast durchwegs im sogenannten Westen. Die feministische Geschichtswissenschaft in und zu Asien, Lateinamerika und Afrika findet so gut wie keine Berücksichtigung. Griesebner erwähnt die *Subaltern Studies*, ohne deren Ursprung in der marxistischen Historiographie Indiens auszuführen. Die multiethnische Gesellschaft der USA fungiert gewissermaßen als Brücke zu Themenstellungen wie ‚race‘ (Opitz, 137–142). Angesichts aktueller Diskussionen darum, was Europa eigentlich zusammenhält, ist eine solche Beschränkung ebenso bemerkens- wie bedenkenswert. Von Forschungen in Indien, Südafrika und Brasilien, um ein paar wenige Beispiele anzuführen, gehen heute wesentliche methodische Impulse aus. Transnationale Forschungsperspektiven leisten außerdem einen wichtigen Beitrag dazu, das enge Korsett nationaler Geschichtsschreibung abzustreifen oder doch wenigstens zu relativieren. Dabei geht es nicht allein um eine geographische Erweiterung unseres Wissenshorizonts. Die angeführten Studien lassen beispielhaft erkennen, wie grundlegend dieses Wissen selbst zu revidieren wäre, wenn man die Herausforderung historischen Wissens jenseits nationaler Begrenzungen ernst nimmt. Von Neuauflagen beider Einführungen oder zukünftigen Veröffentlichungen dieses Genres wird man sich erhoffen, dass sie sich vermehrt auf die globale Präsenz der Frauen- und Geschlechterstudien einlassen.

Einführungen, in welches Wissensgebiet auch immer, stehen in einem unauflösbaren Spannungsverhältnis. Derartige Publikationen spiegeln wissenschaftliche Institutionalisierungsprozesse nicht nur wider. Sie treiben diese auch voran. Die schiere Existenz von Veröffentlichungen dieser Art signalisiert disziplinäre oder zumindest subdisziplinäre Eigenständigkeit gegenüber anderen Wissenszweigen. Erschwerend kommt hinzu, dass Einführungen nolens volens einem Kanon vorarbeiten. Gerade in der feministischen Wissenschaftsdebatte war und ist eine solche Konsolidierung aus gutem Grund umstritten (vgl. Opitz, 9). Wenn die Kategorie Geschlecht ihr kritisches, die Geschichtswissenschaft als Ganzes betreffendes Potenzial nämlich auch in Zukunft bewahren soll, dann darf *Gender History* nicht als ein Teilgebiet der Geschichte (miss-) verstanden werden. Sowohl Griesebner als auch Opitz haben sich diesem Dilemma gestellt. Sie haben Einführungen vorgelegt, welche die Dialektik von Eigenständigkeit und Eigendynamik der Diskussion nach innen und deren Offenheit nach außen produktiv angehen. Nicht zuletzt dies ist das außerordentliche Verdienst beider Einführungen.

Helmut Puff, Ann Arbor